

Utopischer Impuls als Widerstand

SF-Autorx Aiki Mira prägt und erneuert die deutschsprachige Science Fiction durch Romane, Erzählungen und Essays. Ein Gesprächsportrait über die Macht utopisierenden Erzählens in einer kollabierenden Welt voller menschlicher und mehr-als-menschlicher Leute.

von janas gebauer

¹ Aiki Mira, »Das wichtigste Genre unserer Zeit«, Interview mit Luise Strothmann und Alena Waczenovsky, in: *taz*, 5. April 2024, taz.de/Autorin-Aiki-Mira-zu-Science-Fiction/!6000872/

² Isabella Hermann und Aiki Mira, »Das war morgen«, Podcastreihe, *SWR Kultur*, 2023–2025, swr.de/swrkultur/hoerspiel/podcast-das-war-morgen-100.html

Aiki Mira entdeckte ich für mich Mitte 2024 durch ein Interview in der *taz*.¹ Ich arbeite schon länger mit Science Fiction und Spekulativer Fiktion (SF) in Zukünfte-Workshops und Lesungen, etwa mit den Werken der US-Amerikanerin Ursula K. Le Guin (1929–2018). Deutschsprachige Schreibende hatte ich bis dahin kaum im Blick. Aiki Miras Stimme als SF-Autorx ist erst seit wenigen Jahren zu hören, wurde aber schnell zu einer tragenden. Das spiegeln die vielen Bezüge Anderer auf Person und Werk, die vielen Podcast- und Panel-Einladungen und nicht zuletzt die vielen Auszeichnungen wider, darunter der Kurd Laßwitz Preis (in Serie), der Deutsche Science-Fiction-Preis und der Chrysalis Award der European Science Fiction Society. Aiki Mira schreibt Romane und Kurzgeschichten, gibt Anthologien mit heraus, co-hostete einen SF-Hörspiel-Podcast² und bringt die eigenen Texte auf experimentierfreudige und medienübergreifende Weise zu Gehör, die selbst wiederum Maßstäbe setzt. In Essays reflektiert Aiki Mira das eigene Schreiben und formuliert daraus Erwartungen an eine SF, die gesellschaftliche Relevanz entwickeln kann. Auch dabei ist Le Guin ein wichtiger Bezugspunkt, und ich habe durch Aiki Mira eine SF für mich entdeckt, die solche Referenzen hier und heute erweitert und fortschreibt. Mitte dieses Jahres durfte ich nun selbst mit Aiki Mira für den Oya-Almanach sprechen – zunächst am Rande der Lesungen und Diskussionen des Berliner SF-Buchladens Otherland, in dem Aiki Mira häufig zu Gast ist, und schließlich im digitalen Raum zwischen Hamburg und Berlin.



MIGUEL FERRAZ ARAÚJO

SF-Autorx Aiki Mira im noch trockenen Alten Elbtunnel.

Es ist deutlich zu spüren: Aiki liebt es, gerade heute und gerade Science Fiction zu schreiben. Politische SF wie die von Aiki Mira spekuliert über einen kritisch-alternativen Umgang mit den drängenden gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart, verlagert in andere Zeiten und Räume. Unter dem Label »Post-Climate-Fiction«³ thematisieren Aiki Miras Arbeiten das Geworfensein menschlicher und nicht-menschlicher Figuren in kollabierende Strukturen, Klima- und Ökosysteme – und erweitern dabei deren Möglichkeitsräume. Aus kleinen utopischen Momenten im Widerstand zum fiktiven Ist-Zustand entstehen darin utopische Öffnungen, die über ein Ende oder gar *das* Ende hinausweisen. Es sind damit weder dystopische Ohnmachts- noch utopische Allmachtserzählungen. Eher fühlt sich Aiki Mira gut durch das beschrieben, was SF-Analystin und Podcast-Kollegin Isabella Hermann jüngst als »anti-dystopische« SF in die deutschsprachige Debatte um Utopien und Dystopien hineinrug:⁴ Geschichten über Leute, die gerade im Erleben von Krisen sozial-ökologischen Wandel anstoßen.

³ Aiki Mira, »Post-Cli-Fi. Weil Kollaps die Konstante ist oder: in der Ohnmacht weiterschreiben«, *Demokratischer Salon*, Februar 2024, demokratischer-salon.de/beitrag/post-cli-fi/

⁴ Isabella Hermann, *Zukunft ohne Angst. Wie Anti-Dystopien neue Perspektiven eröffnen. Science-, Social- und Climate-Fiction als Mutmacher für Veränderung und gesellschaftlichen Wandel*. (Oekom 2025).

In der Frontscheibe des SolarCampers wölbt sich ein Meer – kristallin und bunt. Darin schieben sich Dünen zu Wellen. Überall dazwischen wachsen Skulpturen aus Müll, von Sturm und Sonne verschmolzen zu Plastiglomerat. Baumskelette in Neonlaserfarben – Solariumlila, Plutoniumgrün, Ozonblau und Dieselgelb. Nichts können diese Bäume mit ihrer Umwelt austauschen. Weder Wasser noch Gase oder Nährstoffe. Sie durchstechen den Himmel und schreiben in zittrigen Linien, was niemand mehr lesen kann. Ihr Anblick frisst sich in den Körper.⁵

⁵ Aiki Mira, *Proxi*, S. 7.

Science Fiction, die heute Relevanz entwickeln soll, muss also unsere Krisen-Gegenwart ernst nehmen. Dabei sieht sich Aiki Mira in einem transgenerationellen Dialog innerhalb des Genres, den Schreibende der feministischen SF der 1960er und 1970er Jahre begannen – wie eben Ursula K. Le Guin, James Tiptree Jr., Joanna Russ, Margaret Atwood, Samuel R. Delany oder Octavia Butler: »Was haben mir deren Werke heute noch zu sagen? Wie will ich darauf Bezug nehmen und den Dialog mit meinen Texten heute erweitern?«, fragte sich Aiki Mira – und antwortete mit einem Queer*SF-Manifest.⁶ Den Möglichkeitsraum, den die feministische SF insbesondere für weibliche Repräsentation vergrößerte, will Aiki Mira konsequent um Queerness⁷ erweitern. »Queeres Schreiben ist an sich schon eine Art von Science Fiction, weil es ja immer – wie der kubanoamerikanische Queertheoretiker José Esteban Muñoz sagt – über das Hier und Jetzt hinaus auf andere Lebensweisen spekuliert. Und das ist eben meine spezifische Perspektive.« Aiki Mira hofft – und setzt – darauf, dass gerade SF-Lesende für diese Perspektive offen sind: Schließlich ist »das Andere, Fremde« ein Grundthema von SF. Indem sie alltäglich gewordene und noch umkämpfte Queerness in spannende Geschichten um komplexe Figuren, Beziehungsformen und Weltbezüge einbettet, kann Queer*SF Genre- und Gesellschaftskonventionen aufbrechen und weiterentwickeln.

⁶ Aiki Mira, »Was ist Queer*SF? Mehr als nur Science Fiction!«, *Tor Online*, 17. August 2022, tor-online.de/magazin/science-fiction/was-ist-queersf-mehr-als-nur-science-fiction

⁷ Pluralität sexueller Orientierungen, geschlechtlicher Identitäten, Lebens- und Lebensweisen.

»Ich bin eine von Jona«, verkündete die Delegierte und zeigte auf die anderen beiden: »Das ist einer von Jona und ein weiterer von Jona.« Verve starrte sie mit offenem Mund an. Rain sagte sogleich: »Ihr seid eine Polyperson? Wird das auf der Erde jetzt rechtlich anerkannt?« Ihr Gegenüber nickte. An Verve gewandt erklärte Rain: »Sie sind mehrere Personen, teilen sich aber eine Identität.«⁸

⁸ Aiki Mira, *Titans Kinder*, S. 190 f.

⁹ Ursula K. Le Guin, *Am Anfang war der Beutel*, deutsch von Matthias Fersterer (thinkOya 2020).

Queeres Schreiben erzählt nicht nur anderes, es erzählt auch anders. Auch dies teilt Aiki Mira mit Le Guin, die 1986 in ihrem Essay zur »Tragetaschentheorie des Erzählens«⁹ dazu aufforderte, endlich

andere als die immergleichen Geschichten vom Erobern und Töten aus männlicher (Mono-)Heldenperspektive zu erzählen. Nur dann könnten wir Menschen uns selbst anders – besser – verstehen und gute Zukünfte für alle gestalten. In der queer-feministischen SF verteilt »der Held« sein Podest, erzählen verteilte Stimmen multiperspektivische Lebensgeschichten. Neben menschlichen Figuren mit ihren Schon- und Noch-nicht-Selbstverständlichkeiten werden in Aiki Miras Texten auch verkörperte KI, Landschaften, Pflanzen, Tiere, Pilze, Mikroben zu Handelnden, zu gleichwürdigen Figuren mit eigenen Geschichten, die das Geschehen mitgestalten und sich darin entwickeln. Sie gehen dabei Verbindungen ein, in denen sie über Artgrenzen hinaus in geteilter Verantwortung füreinander sorgen – sie machen sich miteinander verwandt, werden »Gefährtenspezies«, wie es die Biologin und feministische Theoretikerin Donna Haraway¹⁰ formulierte. So sind die Geschichten auch Annäherungen an ein Schreiben, das den rein menschlichen Fokus überwindet: »Ich sehe es – etwa mit Bezug auf Haraway und den Zustand unserer Welt – als notwendig an, die menschenzentrierte Perspektive aufzugeben. Wir müssen dezentrieren, mehr-als-menschliche Perspektiven sehen und in unsere Gemeinschaften einbeziehen.«

¹⁰ Donna Haraway, »Verwandt im Chthuluzän«, in: *Oya*, 53/2019, S. 22f.

*Kawi weiß, dass sie nie erfahren wird, wie es ist. Keine Beschreibung noch Vorstellungskraft oder das Nacherleben im Avatar werden ihr jemals wirklich die Vogelperspektive vermitteln können. Sie kann immer nur hinschauen, zuhören, sich annähern, erkennen, dezentrieren, daran arbeiten, ihre eigene Perspektive zu verändern. Kawis Kiefer knirscht, und Shozo verliert den Halt, schlittert durch Luft. Dion breitet die Arme aus, fängt den Vogel auf.*¹¹

¹¹ Aiki Mira, *Proxi*, S. 154.

Die Verantwortung, die die Figuren füreinander und für ihre Kämpfe entwickeln, spürt auch Aiki Mira selbst: »Mir ist sehr wichtig, dass es für meine Figuren ein gutes Ende findet. Ich fühle mich für die Figuren in meinen Geschichten so verantwortlich wie für andere Personen auch und versuche, so gut wie möglich mit ihnen auszukommen. Auch wenn ich sie anfangs vielleicht als schwierig empfinde, kommen sie mir doch immer nahe – und dann möchte ich das Bestmögliche für sie. Gerade in Bezug auf Queerness ist es mir sehr wichtig, auch utopisch zu schreiben – in den Widerstand zum Ist-Zustand zu gehen, aber immer auch ein Begehren zu zeigen: Wir wollen etwas anderes verwirklichen, andere Welten, andere Körper, andere Beziehungen, andere Gesellschaften. Und: Dieser Kampf kann gewonnen werden. Erzählungen aus nahen und fernen Zukünften ermöglichen uns

diesen extra Raum zwischen dem Jetzt und dem Künftigen. Wir können ihn betreten, Akzeptanz und Alltäglichkeit erleben, sehen, welche Kämpfe gewonnen wurden und welche noch zu kämpfen sind. Und wir können uns erholen: Wir werden lebbar sein – das ist eine Vision, auf die wir zulaufen können. Es kann existenziell sein, diese Räume zu haben, wenigstens in unserer Vorstellung und in unseren Texten.«

Raum spielt in Zukünften, die durch den Klimakollaps gezeichnet sind, auch unmittelbar eine Rolle: »Es ist eine zentrale Erfahrung vieler Menschen, dass sie Orte verlassen möchten – oder müssen. Und im Klimakollaps werden Flucht und Migration für die meisten zur Grunderfahrung. Wir werden unser Zuhause, unsere Landschaften immer wieder verlassen, werden den Raum durchziehen, immer wieder neu ankommen müssen.« Deshalb ist heute relevante SF für Aiki Mira immer auch postmigrantisch: Sie nimmt Migration als gelebte Realität und gesellschaftsbildende Kraft an – und lernt von vielfältigen Migrationserfahrungen. Die prägen auch Aiki Miras Herkunftskontext.

»Beim Arbeiten an den Essays wurde mir meine postmigrantischesche Perspektive bewusster. Ich werde zwar nie so gelesen, bin aber in einer Familie mit vielen Sprachen und Akzenten aufgewachsen. Als ich bei der italienisch-australischen Philosophin Rosi Braidotti las, dass sie immer ›mit Akzent‹ schreibe, hallte das lange in mir nach. Mir wurde klar, warum ich all diese Sprachen und Wörter für meine Geschichten erfinde: Das ist einfach mein Herkunftskontext. Sich selbst übersetzen zu können, daran zu scheitern, immer wieder nach besseren Worten zu suchen, das sind für mich migrantische wie auch queere Erfahrungen. Und zu beiden gehört auch, sich erst einmal zusammen Räume suchen und erarbeiten zu müssen. Diese Verortung, dieses Zusammenkommen an einem Ort, an und zu dem wir unsere Beziehungen stärken, findet in meinen Büchern immer wieder statt und speist sich auch aus meiner Familienerfahrung: Raum schaffen, ein Zuhause machen – und eben auch durch Sprache ein anderes Zuhause mitnehmen. Denn in diesen verschiedenen Sprachen und Akzenten sind ja bereits Zuhause eingebaut, die an neue Orte mitgenommen werden. In marginalisierten Kontexten sind Räume immer wieder bedroht und das wird sich im Klimakollaps noch verstärken. Da trotzdem weiterzumachen, ist für mich ein ganz lebensbejahender Impuls – und ein Privileg meines Schreibens: Ich kann ganze Welten aufbauen und dieses Weitermachen und eben gute Zukünfte und Vergemeinschaftung ermöglichen.«

»Sus, vielleicht hast du recht. Eine künstliche Welt, in der Menschen von allem befreit werden, vielleicht ist dieser Traum endgültig geplatzt. Und das hier ist unser Aufwachen.« »Eine Zukunft«, ruft Dion, »durch die wir alle hindurchgehen, mit unseren Körpern in Richtung Befreiung. Proto ist unser Weg! Hast du nicht gesagt, wir sind queer – uns fehlt eine Welt? Lass uns eine neue Welt, lass uns Proto in das System injizieren. Diese Landschaft kann neue Strukturen sichtbar machen – wir können sichtbar werden!«¹²

¹² Aiki Mira, *Proxi*, S. 136.

Das eigene Privileg, schreibend verarbeiten und mitgestalten zu können, möchte Aiki Mira teilen. Zum Beispiel in Workshops an Hamburger Schulen. Die Schulkinder sollen zum Schreiben bewegt und insbesondere darin bestärkt werden, gute Zukunftsvorstellungen zu entwerfen. »Wenn es um mögliche gute Zukünfte geht, müssen wir vor allem die jungen Menschen erreichen: Es betrifft ja ihr Erwachsenenleben und gerade beim Klima besteht unter jungen Leuten heute eine große Zukunftsangst. Gleichzeitig gibt es große Unterschiede dabei, ob sie sich aus dieser Situation heraus vorstellen können, Zukunft zu gestalten. Zu wissen, wir können selbstwirksam

sein, wir können Sachen auch verändern, die Zukunft passiert nicht einfach, sondern wir schaffen sie in unserer Gegenwart – das scheint ein Bildungsprivileg zu sein. Wenn aber bestimmte Ressourcen fehlen, dann fehlt vielleicht auch die Vorstellung davon, etwas ausrichten zu können. Ich hoffe, dass das durch solche Workshops aufgebrochen werden kann. Und ich hoffe auf Selbstermächtigung, denn Schreiben ist schon etwas sehr Mächtiges.«

Schreiben ist allerdings auch etwas, das wir uns – unseren Körpern – abringen müssen. In einem Essay erzählte Aiki Mira, wie der eigene erkrankte, versehrte, schmerzhaft Körper der Schreibtätigkeit Grenzen setzt, wie der so eigentlich un-utopische Körper utopische Texte schreibt – Texte, die wiederum die vielen versehrten, angeschlagenen, verletzlichen, ausgesetzten, unsichtbar und verächtlich gemachten Körper Teil von guten Zukünften werden lassen.¹³ »Das Utopische«, ergänzt Aiki Mira im Gespräch,

¹³ »Körper und Utopie«, *SWR Kultur*, 2025, swr.de/swrkultur/doku-und-feature/koerper-und-utopie-essay-2025-04-06-100.html

Wenn der Drang kommt, alles aufzuschreiben, macht sich Aiki Mira einen Tee – und vergisst, ihn zu trinken.



»liegt für mich vor allem im gegenseitigen Akzeptieren und Annehmen – im Zurechtkommen mit dem Körper des Anderen und dessen Veränderungsmöglichkeit. Veränderungen zeigen sich ja auf allen Ebenen: Der Alterungsprozess, den wir heutzutage vor allem pathologisieren, ist so eine Veränderung. Aber auch gezielte Eingriffe in den Körper. Das Utopischste ist oft, dass die Leute im Miteinander auf ein Gegenüber treffen, das sehr offen ist. Oder dass sich die Vorurteile und Abwehr des Gegenübers im Zusammensein abbauen, dass sich also nicht nur unsere Körper verändern, sondern auch unsere Haltungen dazu. Allerdings möchte ich immer auch Raum für die Personen mitdenken, die ihre Abwehrhaltung beibehalten. Dem, was ich im echten Leben vielleicht unerträglich finde, kann ich im Schreiben versuchen, nahe zu kommen und dafür offen zu sein – ich habe ja die Kontrolle und kann abbrechen, wenn ich merke, es geht doch nicht.«

»Ist das etwa ein Robo-Schuppen?« Wozniak hasst Robos. Aber das kann der Sibbi ja nicht wissen. »Nein, SitIns sind eher begehbare Automaten.« Tayo führt ihn zu der Maschine am Eingang. »Hier sprichst du deine Bestellung rein, da bezahlst du und dort drüben holst du dir das Zeug ab.« Wozniak knurrt etwas Rassistisch-Obszönes, das Tayo zum Glück nicht hört, weil er für Wozniak und sich einen Tee bestellt.«¹⁴

¹⁴ Aiki Mira, *Neongrau*, S. 182.
Auch als Cyberpunk-Hörspiel-Serie vertont: WDR, 2025, www.wdr.de/radio/hoerspiel/podcast/neongrau/neongrau-100.html

Körperveränderungen durch Eingriffe – technische Implantate, genetische Modifikationen, neurologische Erweiterungen usw. – sind typisch für die Subgenres, in denen Aiki Mira schreibt: Im Cyberpunk, KI- und Biopunk spielen Technik, Naturwissenschaften, die Verschmelzung von Tech und Körper und die Auflösung binärer Kategorien des Seins und Wahrgenommenwerdens eine große Rolle und bestimmen die Leben der menschlichen wie nichtmenschlichen Handelnden. Unter diesen gibt es in Aikis Texten die genretypisch Widerständigen, die sich Technik und Wissen(schaft) aneignen, sie umbauen und umnutzen – etwa, weil sie grenzenlos gamen wollen, weil sie Biohacking für schön, aber als Anpassung im Klimakollaps auch für notwendig halten, weil sie sich aktivistisch organisieren oder spezieübergreifende Beziehungen eingehen wollen.

Das Utopische liegt für mich vor allem im gegenseitigen Akzeptieren und Annehmen.

»Beim Biohacking, wie Crispin und Aruke es verstehen, geht es um Kooperation und um Kollaboration. Die beiden bauen Zellen, die zusammenarbeiten und sich auch mit neuen Organismen verbinden, um Fähigkeiten zu bündeln. Also das genaue Gegenteil zur rücksichtslosen Überleben-des-Stärkeren-Fehl-Interpretation von Darwin, die zur Metapher für Kapital und leistungsorientierten Individualismus geworden ist. Crispin und Aruke verfolgen andere Ziele. Sie statten das Leben, das es auf diesem Planeten noch gibt, mit der Fähigkeit aus, in unseren neuen klimatischen Bedingungen zu überleben.« Riva ist sichtlich beeindruckt. Und Soho freut, dass sie Arukes Ansichten so wortgetreu wiedergeben konnte. »Welches Pronomen benutzt du?« Soho grinst, als hätte Riva mit der Frage einen Fehler begangen. »Weißt du, für unsere Generation ist das nicht mehr relevant. Wir sind beyond.« »Beyond gender?« »Beyond everything.«¹⁵

¹⁵ Aiki Mira, *Neurobiest*, S. 188f.

Die Veränderungsmöglichkeiten, die Aiki Mira Körpern in Aussicht und uns zur Diskussion stellt, sind weitreichend. »Dieses Verschmelzen, Anpassen, In-Beziehung-Treten von (Bio-)Technik und Körper beschäftigt mich sehr – und die Frage, wie wir als Gesellschaft in Zukunft damit umgehen. In meinen Geschichten probiere ich viel aus, erforsche, wie sich die Beziehungen entwickeln, auch und gerade wenn sie schlecht – mit Vorurteilen oder Machtgefallen – beginnen. Können mehrere Identitäten gut miteinander leben? Als Gesellschaft sollten wir offen darüber sprechen, nicht gleich ablehnend sein: Wie ist es denn gut für einen Menschen in einer Beziehung mit einem Roboter oder Chatbot, wo hilft es, wo kippt es vielleicht und wird kritisch? Das ist als etwas Prozesshaftes zu sehen, das immer wieder neu ausgehandelt werden muss – und in Bezug auf KI fangen wir ja gerade erst an.« Allerdings sind die Möglichkeiten dafür, dass und was wir aushandeln können, sehr ungleich verteilt. Auch in Aiki Miras Romanen ist weitgehend festgelegt, wer mit wem in Aushandlung treten oder Entwicklungen gestalten darf. Dem entziehen und widersetzen sich allerdings die Figuren aus ihren marginalisierten Positionen heraus und öffnen so Möglichkeitsräume für sich, für andere – und für uns. Das Zentrale dafür, dass wir diese Aushandlungsprozesse hier und jetzt gut gestalten können, sind für Aiki »das Im-Dialog-Sein und politische Strukturen, in denen wir uns ermächtigen und (selbst-)wirksam sein können. Wir versuchen ja, in offenen Gesellschaften zu leben, die den Menschen die Möglichkeit geben, mitzugestalten. Aber das scheitert eben auch immer und ist noch nicht gut genug. Und an vielen Orten der Welt funktioniert es einfach auch überhaupt nicht.«

Und dann gibt es doch immer wieder die kleinen Räume, in denen das Leben verhandelt wird – sie drehen sich: ums Essen. Anders als in den Heldengeschichten der SF, in denen Reproduktions- und Sorgetätigkeiten ausgeblendet werden, sind insbesondere Essen und Trinken ein präsentes Alltagsthema in Aikis Romanen. Zwar häufig als nicht wirklich wünschenswerte Zukunftspraxis: Oft schlingen die Charaktere vor allem synthetisch-buntes, teils hochgiftiges und oft süchtig machendes Zeug hinunter, meistens allein und eher nebenbei. In den utopischen Momenten jedoch fließen die postmigrantischen Familienerfahrungen gemeinsamer Räume in Aikis Vorstellungen von guten Zukünften in der postapokalyptischen Welt ein: »Essen ist enorm spannend, gerade auch hinsichtlich Science Fiction und Zukunft. Da kommt alles zusammen: Körper, Technik, Industrie, das ›Natürliche‹, das Soziale ... Vor allem das Soziale: Ja, am Beispiel des Essens kann ich Klassismen zeigen, die wirken, wenn das Wissen darum, wie modernes synthetisches Essen gegessen wird, zum Distinktionsmerkmal wird. Aber: Ich kann auch zeigen, wie Leute zusammenkommen, füreinander kochen, miteinander essen. Einen Tisch zu decken und bereit zu machen, ist für mich eine utopische Geste: Da ist ein Tisch gedeckt und der lädt Leute ein, sich hinzusetzen. Dass Essen auch in der Zukunft Leute zusammenbringt, das ist für mich schon eine utopische Vorstellung. Und deswegen ist es so wichtig in meinen Büchern.«

*An einem so warmen Sommerabend wie heute tragen die Unerschütterlichen die Plastikstühle und den Tisch nach draußen, stellen sie zwischen den beiden Dornbüschen auf. Nach und nach nehmen sie Platz. Das HQ strahlt im Licht der untergehenden Sonne. Aruke sieht das kleine Gebäude ausatmen, so wie der Tag ein letztes Mal ausatmet, bevor er in einem spektakulären Pinkorange versinkt. Gegenüber von Aruke sitzt Crispin eingehüllt in Sonnenschutzfolie, neben them sitzt Soho, der es schon wieder besser zu gehen scheint. Kenoah reicht frisch zubereitete Gemüserollen durchs Fenster. Aruke schaut von einem zum anderen und fühlt sich mit allen verbunden.*¹⁶

¹⁶ Aiki Mira, *Neurobiest*, S. 121.

Andere utopische Momente und Entwicklungen ergeben sich erst im Schreiben; sie überraschen dann Aiki manchmal selbst. Auch im postapokalyptischen Überleben und Anpassen können sich, so scheint es, immer wieder eigentlich nicht-erwartbare Möglichkeitsräume fürs gemeinsame Gestalten besserer Zukünfte öffnen. In *Proxi*, dem vierten Roman von Aiki Mira, beispielsweise dadurch, dass »sich selbst in einer klimazerstörten Landschaft, die ich mir als etwas Totes vorgestellt

hatte, Menschen neu ansiedeln und versuchen, trotzdem weiterzumachen, angepasst an diese Gegebenheiten. Das hatte ich nicht vorab geplant.

In dystopischen Zuständen kann es etwas Schreckliches sein, das ›neue Normal‹ hinzunehmen und damit weiterzuleben. Bei einem kaputten Planeten zu versuchen, mit dem, was da ist, etwas Neues entstehen zu lassen, kann ich aber auch als Stärke sehen.« Und auch eine andere Erfahrung ergab sich beim Schreiben: »Dieses Neue kann auch mit Gruppen entstehen, von denen ich keine Zusammenarbeit erwarte. Ich hatte einzelne Gruppen als A-Gemeinschaften angelegt: nicht unbedingt interessiert an Kooperation und Kompromiss, eher an Chaos und Zerstörung. Am Ende kooperieren sie trotzdem miteinander: Wenn sich unterschiedliche Gruppen Räume teilen müssen, dann lernen sie, miteinander zurechtzukommen, Kompromisse einzugehen, Kooperationen zu bilden. Irgendwie utopisch und gleichzeitig vorstellbar.«

Für Aiki entstehen utopische Momente oder Mikro-Utopien, wenn Menschen etwas fehlt, wenn sie sich etwas ander(e)s wünschen – einen »utopischen Impuls« spüren, wie es Stadt- und Gemeinschaftsplanerin Leonie Sandercock nennt, diesem nachgehen und anfangen, etwas zu ändern. In den Romanen führen viele kleine Anfänge dazu, dass eine utopische Öffnung entsteht, die über die Geschichte, über das Ende hinausweist. Utopie als Prozess. In *Proxi* entsteht so der Beginn der PolyWelt – »einer Art utopischer Vernetzung aller Welten und zugleich die Möglichkeit eines neuen Orts, einer Art Transspezies-Stadt, wo alle menschlichen und nichtmenschlichen Leute als *citizens* zusammenleben. Die digitale Stadt, wo sich die Figuren freier als in der analogen fühlen, ihre vielfältigen Identitäten auszuprobieren und auszuleben, wird als Vorbild genommen und soll dann auch in der Wirklichkeit aufgebaut werden. Eine schöne, wilde Idee – und in dieser spezifischen Proxi-Welt, in der das Digitale die Primärwirklichkeit ist, ergab sie für mich Sinn.«

Proto, die industriefarbenbunt leuchtende Landschaft aus »Plasse« – Plastiglomerat mit Sand vermischt –, breitet sich im Roman Proxi aus, mit Eigeninteresse: »Proto wird zum All. Ihr Ziel: der nächste Stern.«



Jetzt bleibt nur noch eine Sache zu tun. Niemand weiß, ob es gelingen wird. Zusammen mit dem Publikum setzt sie die Troll-Tech auf, verbindet sich über das Satellitennetzwerk mit allen virtuellen Welten. Gemeinsam in:welt. Das bedeutet, ohne Avatare betreten sie die Proto-Proxi-Poly-Welt. Als Geister. Als lebendiger Code. Als Wind und Wollen. Die PolyWelt scheint grenzenlos, umfasst viele Landschaften. Proto ist nur eine davon. Nie zuvor haben sich so viele dazu verabredet, in:welt zu gehen. Ohne Avatare, ohne Form. Posthuman.«¹⁷

¹⁷ Aiki Mira, *Proxi*, S. 324.

Postmigrantische, kritisch-posthumane und schließlich auch post-digitale Post-Cli-Fi: Aiki Mira schafft sich so in den Essays einen utopischen Antrieb für Gedankenexperimente, ein Ideal, dem die Erzählungen und Romane folgen. Es zeigt sich immer im Schreiben, wie weit eine Annäherung möglich, schwierig – oder unmöglich ist. Aber auch Scheitern muss geschrieben werden: »So wie die Science Fiction ein Dialog ist, sind auch meine Texte Dialoge. Der eine Text hat dann eventuell nicht funktioniert, aber das Scheitern war vielleicht notwendig, um Raum für den nächsten zu geben ... Das heißt, ein gescheiterter Text war vielleicht trotzdem ein notwendiger Text, der nur nie veröffentlicht wurde.« Das Utopisieren ist dann vielleicht ein Dialog zwischen einer widerständigen Haltung gegenüber dem Bestehenden und einer vorausliebenden gegenüber dem Kommenden, begleitet vom Scheitern und Entstehen immer neuer Möglichkeiten. All das ist notwendig für Weltenbau, wie Aiki Mira ihn betreibt.